

Eine Straßenbahn quietschte – aber in der Theologie stimmen auch manche Inhalte nicht Plädoyer gegen unser Apartheids-Denken

Vermutlich begann alles mit einer quietschenden Straßenbahn. Heute nacht klang sie anders: wie eine leicht unwirkliche Melodie aus einer vergangenen Welt. Das Fenster unseres Sechs-Betten-Zimmers stand offen. Die Kameraden, wie ich vor kurzem an Kinderlähmung erkrankt, schliefen. Nach den ersten Wochen mit Fieber und starken Kopfschmerzen versuchte das Gehirn, das Denken neu wieder zu lernen. Oder hatte auch ich geschlafen, hatte mich die Straßenbahn gerade geweckt? Jedenfalls präsentierte sie mir unausweichlich das Thema »Riß«: die da – und ich; draußen – und hier; damals – und heute; normal – und nicht mehr. »Damals« hatte das Geräusch der quietschenden Straßenbahn für mich zum Beginn eines verliebten Wochenendes gehört. Als Theologie-Student fuhr ich Freitags nach Hause, vom Bahnhof direkt zur Chorprobe, an der auch meine Freundin teilnahm. Sie brachte ich anschließend nach Hause; ein Stück fuhren wir mit der Straßenbahn, die in einer bestimmten Kurve Freitag für Freitag unmusikalisch Ton gab. Das war nicht schön, es gehörte aber dazu. – »Heute« klang es anders. Nicht ob das Geräusch dazugehört, ob ich noch dazugehöre, darum ging es. »Die da« fahren nach wie vor mit der Straßenbahn; werde ich das jemals wieder können? Die Ärzte machen ein bedenkliches Gesicht, weil meine Beinmuskeln immer noch nicht die geringste Regung zeigen. – Ich spürte: Da war etwas zerrissen. Wer bin ich, wenn ich aus jener Welt von heute auf morgen herausgefallen bin, dort nichts mehr zu suchen habe, auch wenn ich dort alles verlor? Verlor ich's wirklich, unwiederbringlich? Zugegeben, diese Gedanken konnte ich in jener Nacht noch nicht denken; dazu war ich zu krank. Sie wuchsen im Laufe der nächsten Monate nach und nach dazu. Übermächtig stark war zunächst nur das Gefühl mit dem Namen »Riß«. Erst recht war ich noch nicht in der Lage, solche Gedanken und Fragen mit dem Begriff »Apartheid« zu verbinden. Was aber in jener Nacht geschah, war das plötzliche Entstehen des Apartheids-Empfindens, zu dem das Bewußtsein des »Risses« gehörte, außerdem die Furcht: Bin ich endgültig herausgefallen, oder wird eine Rückkehr gelingen, ein umfassendes Nach-Hause-Kommen?

Es dauerte einige Zeit, bis ich merkte: Meine Fragen kann ich nicht allein beantworten. Nicht ich – mindestens: nicht ich allein – kann entscheiden, ob ich dazugehöre oder nicht. Lassen »die da« mich zu? – Als

ich meinem Mädchen sagte, unsere Freundschaft sei nun zu Ende, ich wisse absolut nicht, wie es mit mir weitergehe, sie solle sich in keiner Weise an mich gebunden fühlen, antwortete sie: Was wäre das für eine Freundschaft bisher gewesen, wenn sie dadurch zu Ende geht, daß einer von uns krank wird? Inzwischen sind wir Großeltern. – Als ich mich Jahre später im Urlaub bei meinem Freund dafür bedankte, daß er mich Treppen schleppte, ins Schlauchboot setzte und mir auch sonst half, sagte er, ich solle mich nicht bedanken: »Laß diese vier Wochen einfach meine Beine deine Beine sein – zwei Beine reichen für uns.«

Außer der quietschenden Straßenbahn gab es in den ersten Monaten nach meiner Erkrankung noch einen weiteren Klang, der ebenfalls mein Denken ankurbelte: »Wollen Sie nachher mit zum Gottesdienst?« Mit dieser Frage der Schwester hatte ich nicht gerechnet. Seit wenigen Tagen lag ich in einem anderen Krankenhaus, einem kirchlichen. Daß es hier Gottesdienste gab, wunderte mich nicht. Aber wie soll das gehen: Ich liege flach im Bett, darf nicht einmal sitzen. »Wollen Sie nachher mit zum Gottesdienst?« Das sei kein Problem, das Bett hätte ja vier Rollen, man könne mich ohne Schwierigkeiten mit dem Aufzug in die Kapelle fahren. – Von dem Gottesdienst (etwa zehn Wochen nach meiner Erkrankung) weiß ich nur noch einen einzigen Satz. Aber der schlug bei mir ähnlich ein wie das Geräusch der Straßenbahn ein paar Wochen zuvor. Der Pfarrer begann: »Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes.« Das saß. Das war geradezu unheimlich gut. So hatte auch »damals« jeder Gottesdienst begonnen, mir war das vertraut. Und nun erreicht mich der uralte Klang völlig neu. Wir bilden ein buntes Völkchen: Die einen müssen liegen, einige dürfen schon sitzen, andere kamen an Gehstützen oder am Stock; und die Mitarbeiter kommen so nicht-behindert, daß sie andere Leute noch schieben. Das alles ist so. Das mag schmerzen. Nichts davon wollen wir vertuschen. Und dennoch: Obwohl hier Behinderte und Nichtbehinderte beisammen sind, nicht als Behinderte und Nichtbehinderte sind wir beisammen, sondern »im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes«. Ihr seid die Gemeinde des Dreieinigigen Gottes; ihr gehört als einzelne in die Einheit dieser Gemeinde. Fragt nicht in erster Linie, was ihr könnt oder nicht könnt. Hört, wer ihr seid, was Gott euch sein läßt: Eine Gruppe sehr unterschiedlicher, aber völlig gleichwertiger Menschen, die hier »im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes« zusammengekommen sind: Ihr gehört zusammen als die bunte Gemeinde Gottes.

Wenn es mir darum geht, den »Riß« zu überwinden, die »Einheit« zu erreichen, dann darf die eben gestellte Frage: Lassen »die da« mich zu? nicht allein stehen. Ich darf nicht, ohne alle Selbstkritik, abwarten, ob die anderen für mein Nach-Hause-Kommen sorgen. In einer Hinsicht habe ich den ersten Schritt zu tun: Ich muß mich selbst bereits vor der Erreichung der Einheit als aktiven Teil dieser Gesellschaft sehen, in der es zu »Rissen« kommt; ich bin (mindestens: ich war) nicht nur »Opfer« der gesellschaftlichen Risse, sondern auch »Täter«. Deshalb: Was (und wen)

hatte ich »damals« zugelassen – und automatisch auch ausgeschlossen, damals, vor meiner Erkrankung? Hatte ich nicht naiv bestimmte Vorstellungen von »normal«, durch die das Dazugehören anderer stark erschwert wurde? Der Slogan, an dem ich mir das (nach längerer Zeit) klar machte, war der Satz: »Hast du was, bist du was.« Seine Geschwister heißen: »Kannst du was, bist du was«, und: »Weißt du was, bist du was.« In dem Dreieck dieser Sätze zu leben, machte Spaß, gab Sicherheit, vermittelte das gute Gefühl, »wer« zu sein, dazuzugehören, mitmachen zu können. Allerdings nur, solange man etwas hat, etwas kann, etwas weiß. Und wenn das nicht mehr der Fall ist – oder nur eingegrenzt?

Ich stelle mir vor, man hätte mich wenige Wochen vor meiner Erkrankung gefragt, was ich kann. Gewiß hätte ich an meine ersten Seminararbeiten gedacht, mit denen die Professoren zufrieden waren; oder an meine laienhaften, aber offenbar brauchbaren Dirigier-Versuche – unser Chorleiter ließ sich gern von mir vertreten. Da hätte ich einiges antworten können. Aber ich glaube kaum, ich hätte auch den Satz zu Protokoll gegeben: Ich kann gehen. Das ist so selbstverständlich, daß man's gar nicht erwähnt. Das war selbstverständlich, damals! »Heute« eben nicht mehr. Aber was heißt das? Wenn der Satz in Geltung steht: »Kannst du was, bist du was«, und wenn ich nicht einmal gehen kann, wenn ich also eine Sache nicht kann, die »man« so selbstverständlich kann, daß man sie gar nicht erwähnt, dann bin ich »nichts«. – »Damals« lebte ich gern in jenem »Hast-du-was« = »Kannst-du-was« = »Weißt-du-was« – Dreieck, ohne zu merken, daß ich damit ein Apartheids-Klima förderte zwischen den »Normalen« und den »Nichtsen«, ein Apartheids-Klima, in dem alle, die weniger haben, weniger können und weniger wissen, keine Heimat haben. Wie sollte ich jetzt Heimat finden unter Menschen, die nach wie vor gern in diesem »Dreieck« lebten? Denn so naiv durfte ich nicht sein zu meinen: Alle geben diese kindische Lebenseinstellung auf, nur weil ich an ihr zu Schaden komme.

Das Quietschen der Straßenbahn als Symbol für den »Riß« und dieser das Kennzeichen der Apartheid; und auf der anderen Seite das »im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes« als Symbol für Gemeinde und diese die Gegenwirklichkeit zur Apartheid: Diese Alternative trat bereits im ersten Vierteljahr nach meiner Erkrankung unübersehbar in meinen Blick; damals noch recht unscharf, mehr Gefühl als These, eher Gespür als Begriff. Und trotzdem: Was ich heute an Thesen zu dieser Doppelthematik entwickle, ist für mich kaum vorstellbar ohne die beiden altbekannten »Klänge«, die vor über vierzig Jahren überraschend neu mein Ohr trafen. – Was sich da und wie es sich »entwickelte«, sei im folgenden angedeutet. Aus Raumgründen sehe ich mich allerdings insofern zu einem gewissen Stilbruch genötigt, als ich die bisherige Ausführlichkeit aufgeben und an ihre Stelle skizzenhafte Striche treten lassen muß.

Was ich bisher sagte, versank für einige Zeit im sich ständig erweiternden Archiv meiner Erinnerungen und spielte für mein Denken kaum eine

Rolle, was unter anderem daran lag, daß in den Jahren meiner weiteren Ausbildung und auch noch darüber hinaus die Themen »Behinderung« und »behinderte Menschen in Kirche und Gesellschaft« so gut wie nicht vorhanden waren, was sich aber schlagartig änderte, als ich, zehn Jahre nach meiner Erkrankung, Mitarbeiter einer großen Behinderten-Einrichtung wurde, in der es zu meinen Aufgaben gehörte, Berufs-Schüler(innen), Konfirmand(inn)en und angehende Diakone zu unterrichten. Bei dem, was ich da theologisch fragte, dachte und sagte, merkte ich allmählich, daß ich mit den Inhalten meiner theologischen Mini-Bibliothek an vielen Stellen merkwürdig wenig anfangen konnte. Worin waren meine theologischen Sätze anders?, und: Warum waren sie es? Beim immer neuen Nachdenken über diese Fragen tauchten, zuerst etwas verschwommen, dann klarer und häufiger, die quietschende Straßenbahn und jener Gottesdienst aus der Versenkung auf, bis ich erkannte: Die beiden, Jahrzehnte zurückliegenden, Erlebnisse sind so etwas wie zwei Schlüssel, mit denen ich mir Zugang zu verschaffen suchte (und suche), zu den theologischen Fragestellungen, mit denen ich gerade zu tun hatte:

– Wir reden im kirchlichen Unterricht über Gott den Schöpfer; wir lesen bei Luther: »Ich glaube, daß mich Gott geschaffen hat« so, wie ich bin. Gilt das nur für die nichtbehinderten Kinder oder auch für die zum Teil schwer behinderten Kinder (ein Junge mit einer progressiven Muskelkrankheit erlebte nicht mehr den Tag der Konfirmation)? Wenn der Satz für diese Kinder nicht mehr gilt, was dann? Würde ich damit den behinderten Kindern nicht sagen: An sich wollte Gott euch auch ohne Behinderung schaffen, aber da kam ihm etwas dazwischen? Das hieße doch: Ihr seid Gottes Pannen, himmlische Betriebsunfälle. Und das hieße: Ich hätte – im kirchlichen Unterricht – den »Riß« gelehrt, die Apartheid zwischen gelungenen und mißlungenen Gottesgeschöpfen.

– Im Urlaub werde ich gefragt, wie ich mit meiner Behinderung fertig werde. Meine Antwort: Täglich versuche ich mir klarzumachen, Gott will, daß dieses (behinderte) Leben mein Leben ist. Gemeint war der Satz nicht als repressives Gesetz (Gott will das so, ich muß mich fügen, habe kein Recht zur Klage), sondern als subversives Evangelium (ich glaube den nichtbehinderten Christen nicht, daß sie bessere Exemplare »Geschöpf« sind als ich). Mein Gegenüber kontert: Gott will ja manches, aber das will er nicht. – War nicht auch das Apartheid? Mein Gesprächspartner dürfte für sich meinen Satz bekennen: Gott will, daß dieses Leben mein Leben ist; mir aber wird dieses Bekenntnis bestritten.

– Bei den Diakonen-Schülern sind wir beim Thema »Kirche«. Für Diakone bietet sich an: Kirche als »Kirche für andere«. Aber Vorsicht! Wir dürfen nicht so tun, als seien die von uns »Betreuten« das Gegenüber von Kirche, Objekte der Kirche, und niemals gleichberechtigte Subjekte in ihr; das führt dann zu einer Art »Einbahnstraße«: Das Geben und Helfen hat immer nur die Richtung von der »Kirche« zu »den anderen«; von diesen wird Kirche nichts Positives für sich selber erwarten. Schon wie-

der sind wir beim »Riß«, bei der Apartheid; und Kirche sollte doch gerade (s.o.) die »Gegenwirklichkeit zur Apartheid« bedeuten.

Schmerzhaft wurde mir klar, daß Theologie und Kirche nicht selbstverständlich die Position vertreten (s.o.): Ihr gehört zusammen als die bunte Gemeinde Gottes, daß sie vielmehr hier und da das in der Gesellschaft bestehende Apartheids-Klima mitmachen oder gar verstärken. Meine Hoffnung (und meine naive Überzeugung) hieß: Das sind aber nur Ausnahmen. Je länger und je intensiver ich mich mit dieser Thematik beschäftigte, um so größer wurde mein Schrecken darüber, an wie vielen Stellen in unserer Theologie sich das Apartheids-Denken eingenistet hat. Ich denke an die Systematik und frage: Wie reden wir von Gott? Die Stärke gilt so sehr als Kennzeichen für Gott, daß alle Schwachheit (etwa die Schwachheit behinderter Menschen) als Ausnahme gleichsam gegen die Spielregeln verstößt. Wir malen Gott in den Farben eines ansehnlichen Baal und übersehen, daß Jahwe nicht auf »Heer oder Kraft« setzt, daß er in die Wüste führt, daß er den Knirps David als König erwählt. – Weiter: Theologie unterscheidet zwischen »deus absconditus« und »deus revelatus« (verborgener/offenbarer Gott). Das geht so lange in Ordnung, wie uns (mit Luther) klar ist: Mit dem »deus revelatus« haben wir es nur in der Christus-Offenbarung zu tun; alles, was sonst »unter der Sonne geschieht« (H.J. Iwand), Glück und Unglück, Stärke und Schwäche, Sonne und Regen, gehört auf die Seite des »deus absconditus«. Heute aber wird vom »deus absconditus« her gern die Frage beantwortet: Woher kommen Leid und Unglück? Jetzt ist im Zusammenhang mit dem »deus absconditus« plötzlich nicht mehr von Stärke und Glück die Rede! Ob wir's wollen oder nicht: Beide rücken bei solcher Theologie »automatisch« auf die Seite des »deus revelatus«, das heißt: Gesundheit und Stärke rücken wir theologisch in die Nähe von Gnade, Vergebung, Liebe Gottes; Krankheit und Behinderung dagegen in die Nähe von Verwerfung und Zorn Gottes: Noch radikaler kann eine Apartheids-Theologie kaum ansetzen.

Wie reden wir von Christus? Ständig ist er der große Helfer, und wir unterschlagen seine Schwachheit (diese wird allenfalls als Ausnahme erwähnt, gehört aber offenbar nicht zu seinem Wesen). Jeder, der von ihm nicht sichtbar geheilt wurde, jeder, der auf Hilfe angewiesen bleibt, müßte sich schämen. Die Bibel aber sagt uns, daß unser Herr auf Hilfe auch angewiesen war. Der als »Retter der Welt« Angekündigte mußte, bevor er auch nur einen Menschen retten konnte, selber gerettet werden – Flucht nach Ägypten. Später muß Simon von Kyrene ihm das Kreuz schleppen, ihm selbst fehlen die Kräfte; vorher hatte er die Jünger gebeten, im Garten eine Stunde mit ihm wach zu bleiben. Der Gottessohn brauchte Hilfe. Seitdem muß sich niemand mehr schämen, wenn er Hilfe braucht; sich helfen zu lassen, ist genau so »göttlich«, wie anderen zu helfen. Was in der heutigen Diakonie-Literatur so gut wie nie zitiert wird, J.H. Wichern wußte es noch: Jesu Diakonie, sagte er, »erfüllte« sich darin, daß er nicht nur das Subjekt der Diakonie war, sondern auch

ihr Objekt wurde; das heißt doch: Ohne Hilfe nötig zu haben und bereit zu sein, sie anzunehmen, bliebe unsere Diakonie unvollständig.

Wie reden wir vom Menschen? Ist unsere Anthropologie geprägt von einer Theologie der Stärke (mit der Folge, daß Schwäche die Ausnahme ist, daß schwache Menschen Sonder-Menschen wären), oder ist in ihr durchgängig klar, daß das Defizit mit in die Definition des Humanum gehört – Stärke ist nicht gottähnlich, Schwäche kein Makel?

Wenn ich nun auch für die exegetische Theologie deutliche Elemente von Apartheidstheologie (bzw. von theologischem Sozialrassismus) behaupte, dann muß ich, damit keine krassen Mißverständnisse aufkommen, dreierlei betonen; diese Punkte gelten auch im Blick auf das zur Systematik Gesagte:

a) Keinen der von mir gemeinten Theologen nenne ich einen Sozialrassisten (ob es theologische Sozialrassisten in der Nazi-Zeit und während der Kolonialisierung gegeben haben mag, steht hier nicht zur Rede); ich denke nicht an Personen oder Berufsgruppen, sondern rede von in bestimmter Weise geprägten Elementen in theologischen Äußerungen und Argumentations-Mustern.

b) Ich unterstelle keinem Theologen, seine Sätze und Argumentations-Weisen bewußt sozialrassistisch zu gestalten; vielmehr denke ich in der Parallele zum Antisemitismus. Nach 1945 erkannten viele nicht-antisemitische Theologen in Deutschland, daß auch sie in ihrem theologischen »Gepäck« unbewußt etliche antisemitische Parolen mitgeschleppt hatten (etwa: durch die Verwerfung des Messias sind die Juden ihrerseits nun die von Gott Verworfenen). Wie hier eine »Theologie nach Auschwitz« theologische Veränderung bewirkte, so erhoffe ich das auch von einer längst fälligen »Theologie nach Hadamar« (nach der Nazi-Euthanasie).

c) Da mir häufig gesagt wird, durch meine Sätze fühle man sich angegriffen, sei unterstrichen: Auch in mir gibt es sozialrassistische Elemente. »Natürlich« bin ich mehr, besser, wertvoller als mancher schwerstmehrfachbehinderte Mensch, den ich in Volmarstein kennenlernte: Sozialrassismus – bei mir vielleicht auf etwas niedrigerem Niveau als oft, sachlich aber haargenau der gleiche diskriminierende Ablauf. Ich greife niemanden an, sondern versuche zu hören, wie das Neue Testament uns alle zur Buße ruft. Dabei fühlt man sich zuweilen zuerst angegriffen, nachher vielleicht aber befreit.

Besonders deutliche und folgenschwere Elemente des theologischen Sozialrassismus sehe ich (und darauf beschränke ich mich jetzt) in der Exegese der neutestamentlichen Heilungswunder. Immer wieder, das ist ein fast durchgängiges Denk-Muster, wird Krankheit wie Besessenheit (im Gegensatz zu den Synoptikern, besonders zu Markus, der beides besonders klar voneinander unterscheidet) eine gottfeindliche Macht genannt. Da die Dämonenaustreibungen im Neuen Testament Einbruch des Gottesreiches bzw. Entmachtung des Satans genannt werden, bezeichnen viele heutige Theologen (wenn sie zwischen »krank« und »besessen« nicht oder zu wenig unterscheiden) auch die Krankenheilung als Ein-

bruch des Gottesreiches, als Weltenwende, als Ostern. Daß ein lebenslänglich nicht-geheilter Mensch dabei einen krassen Riß, eine Spaltung der Gemeinde, verspürt: auf der einen Seite die Normal-Christen, auf der anderen diejenigen, die mindestens teilweise noch in den Klauen dämonischer Mächte sich befinden, das macht sich offenbar kaum einer dieser Theologen klar.

Abschließend: Eine wichtige These einer »Theologie nach Hadamar« wäre so zu formulieren: Ob einer Mann ist oder Frau, blind oder sehend, schwarz oder weiß, dynamisch-aktiv oder desorientiert-pflegeabhängig, ist theologisch (von Gott her, im Blick auf Heil oder Unheil) absolut ohne Bedeutung. Von Bedeutung ist allein, daß das alles ohne Bedeutung ist. Das allerdings ist von Bedeutung; denn es entscheidet darüber, ob wir noch »dem Alten« zugehören oder ob es unter uns »neue Kreatur« gibt: alle allzumal einer in Christus, die Familie Gottes, der Leib Christi.

D. Ulrich Bach, Pastor i.R., lebt und arbeitet als Autor in Kierspe-Rönsahl.